

MODERER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 37.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. October 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VII. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von braunem Grenadine à deux jupes, auf einem Unterleide von braunem Taffet. Der obere Rock hat einen breiten Saum und zu beiden Seiten drei große Bandschleifen als Ausputz. Taille ohne Schoof, mit einem schnurartigen Ausputz von braunem Band. Weite Ärmel, aus einem breiten Volant bestehend, welcher vorn mit einer Bandschleife aufgenommen ist. Kragen von Spitzen. Weite Puffen-Unterärmel von Illusionstüll mit zurückschlagender Spitze um das Handgürtchen. Hut von weißer Gaze, Füll und Blonde, eingefasst mit grünen Taffetstreifen. Blondenschleier, welcher auf den Hut zurückfällt. Im Innern der Basse Blonderücken, um die äußere Mündung derselben eine Gürtelbande von grünen Blättern

und roten Früchten. Bindebänder von grünem Taffet, perlgrüne Handschuhe. Corallenhalsband.

Figur 2. Robe von weißem Grenadine auf weißseidenem Unterleide. Die vier Volants des Rockes und die kurzen Ueberärmel haben eine Verzierung à disposition von dunkelblauen Seidenstreifen und weiß und dunkelblauer Franze. Glatte, vorn zugespitzte, mit einer runden Beuthe verziertes Leibchen, und halbweiten, um die Hand mit einem Gürtchen geschlossenen Ärmeln.

Figur 3. Robe von dunkelgrünem Taffet mit glattem Rock. Shawl-Mantille von schwarzen Spitzen mit breitem Volant. Das Leibchen des Kleides ist glatt, hoch, ohne Schoof, die Ärmel offen und nach unten sehr weit. Hut von Reiszitron mit schmaler Blonde, rosa Taffet und rosa Federn garnirt. Kragen und Unterärmel von Spitzen. [2541]

In der heiligen Christnacht.

Skizze aus dem Leben

von

Sophie Verena.

Ein grauer, trüber Winterhimmel hing über der alten Stadt, durch deren entlegenste, wüsthafte Straßen ein Mann hastigen Schrittes eilte. Dicht an den Häusern entlang huschend, den Kopf gesenkt, ließ er die Augen nur scheu und verstohlen umherschweifen, als fürchte er dem Blicke eines Vorübergehenden zu begegnen.

Plötzlich ertönte von einem nahestehenden Kirchturme der Glockenlaut; als sei dies das Zeichen gewesen, so stimmten



alle Gassen der Stadt mit hinein, und das Geläut, das in dem Regen und Treiben der belebteren Stadttheile vielleicht dumpf und ungehört verhallte, schwebte und zitterte hier in den stillen Gassen mächtig und feierlich dahin; es drang in die Seele des einsamen, verschluderten Wanderers und erregte allgewaltige Gefühle dort. Franz stand still, frei und offen hob er zum Himmel den andachtsvollen Blick, in dem doch ein gewisses banges Staunen nicht zu verkennen war; der Ausdruck schien anzudeuten, daß es lange sei, seit er die feierlichen Klänge so mächtig und doch so heimlich vertraut in freier Luft hatte dahinrauschen hören. Wie träumend stand er da, immer nach dem Himmel schauend, als stiegen die Töne gerade den Weges von dort hernieder. — Endlich nach verschiedenen Versuchen, einen geschäftig Vorübergehenden anzusprechen, fand er den Muth zu der Frage: „Was das feierliche Geläut bedeutet?“

Verwundert, fast verächtlich maß der Gefragte den Anderen vom Kopf zu den Füßen und war im Begriff, ohne Antwort fortzugehen, als er sich demnach umwandte und entgegnete: „Das Weihnachtsfest wird eingeläutet, es ist ja heiliger Abend!“

Zu dem durchfuhr es die Gestalt des Mannes, das blasse Gesicht wurde noch bleicher und ein Zug unendlicher Seelenpein, der auf eine kurze Zeit daraus entschwunden war, gleichsam wie durch die heilige Musik der Glocken verwischt, prägte sich mit scharfen Linien darauf aus. Seine Seele erbeute bei einer Erinnerung, die mit schwerem unheilvollem Fühlgeschlage wieder heraufzog, der graufamen Erinnerung, welche an ihm genagt die langen, langen Jahre seiner Kerkerhaft. — Nicht mehr schön und herzerhebend und zu besserem Leben rufend klang das Geläut der Glocken; wie ein Sterbellänge dumpf, schauerlich tönte es ihm; und die beschneite Erde erinnerte ihn an ein Leichentuch, die weißen Flocken, die aus dem Himmel niederfielen und augenblicklich in Wasser zerrannen, sie gemahnten ihn an Thränen, Thränen um ihn geweint.

Und noch eiliger huschte er dahin, noch tiefer hatte er die Mäße in die Stirn gedrückt, doch nicht tief genug, daß ihn nicht ein heller Strahl getroffen, der durch das Zwielicht fiel.

Der Weihnachtsmarkt sandte durch die ungewöhnlich früh eingetretene Dämmerung seine lichtflimmenden Augen daher, und sie strahlten so hell, daß, selbst durch eine Quergasse getrennt, sie bis in diese stille Straße fielen. — Das Geräusch, das unbeschreiblich süße, trotz aller Mißklanges für jedes Kinderherz doch so harmonische Geräusch von Knarren, Trommeln und Pfeifen schwirrte, wenn auch gedämpft, hierher.

Weihnachten! Die Blide des Wandelnden schweiften nach den geschmückten Buben. Er hatte ein Kind zu Hause, dem vielleicht niemals ein Weihnachtslicht durch all' den Jammer gestrahlt, den er über dasselbe verhängt. Heut' kam der Vater heim — heut' sollte es Weihnacht haben! — Franz faßt in seine Tasche, und ein glückliches Räckeln gleitet über sein Antlitz, als er sie nicht leer findet; sind's auch nur wenige Geldstücke, sie werden dennoch hinreichend, dem Kinde einen Christbaum, ein wenig Spielzeug, Äpfel, Nüsse und Kuchen zu kaufen.

Das Kind wird doch leben? — es wird doch nicht gestorben sein? Zitternd steht er still, als ihn dieser Zweifel ergreift. — Doch so gut er den Tod seines Weibes erfahren, seines schönen, blühenden Weibes, das der Gram um ihn in's Grab gelegt, eben so gut hätte ihm eine Hand wohl den Tod seines Kindes gemeldet. — Es lebt, es muß leben! — Wie sollte es den mit ihm werden, wozu wollte er die Bürde seines Lebens tragen und deppelt brav und fleißig sein, wenn es nicht um seines Kindes willen geschehe! Wie dessen Augen glänzen werden beim Anblicke des Weihnachtsbaumes, wie die Händchen nach den Äpfeln langen werden, die gewiß nicht frischer und röthlicher leuchten als des Kindes runde Wäckerl!

Franz hat alles Andere vergessen; die trübe, schwarze Vergangenheit, Alles ist ausgegangen in dem freudreichen Gedanken an sein Kind; das Herz klopft nur sehnsuchtsvoll dem niegekehrten Lieblinge entgegen. Schnell naht er sich dem Christmarke.

O, wie wehe der blendende Lichtglanz ihn berührt, wie es ihm bangt vor dem Menschenmüel, vor den vielen, vielen Gesichtern! Und doch muß er hindurch. — Ist es nicht, als richteten sich Aller Augen auf ihn, starrten ihm nicht Alle bald furchtsam und verächtlich, bald bedauernd in's Gesicht? Weicht man ihm nicht aus, daß er allein ist in dem breiten Menschenstrome, als fürchte man seine Berührung? Zwei Vorübergehende, im eifrigen Gespräche begriffen, streifen an ihm vorbei; zufällig blickt der Eine ihm scharf in's Auge, zufällig spricht der Andere von einem Mord.

Als brenne der Boden unter ihm, als strecken sich tausend Hände aus, ihn wieder zu ergreifen, ihm die kaum wieder gewonnene Freiheit zu rauben, so stürzt Franz von dannen. — Was braucht sein Kind Spielzeug und Raschwerk, was nützt ihm ein heller Christbaum! — Der Rakel hastet für ewig an ihm, es ist und bleibt ja dennoch immer das Kind eines Mörders!

Lange liegt die Stadt hinter Franz; Stunden ist er dahin geeilt, ohne inne zu halten. Er ist allein im stillen, einsamen Felde, über das die weiße Schneedecke rein und frisch leuchtend sich breitet, aber er hält nicht inne in seinem raslosen Laufe. Die Dunkelheit ist herabgesunken, doch der Wanderer scheint die Gegend wohl zu kennen, er irrt sich nicht in seinem Wege, vorwärts strebt er einem Ziele zu, das sich trotz der tiefen Dämmerung mit einem dunkleren Streifen gegen den lichterem Horizont abzeichnet. Es ist der Wald, sein Wald, wie Franz als Knabe ihn zu nennen pflegte, in dem er geboren ist, gelebt und geschafft hat seit seiner frühesten Kindheit, wo ihm jeder Weg, jeder Steg bekannt, wo ein jeder Baum sein Freund war und ein besonderes Kennzeichen für ihn hatte, daß er unter den vielen Tausenden von Bäumen doch keinen mit dem anderen verwechselte; und wenn über einen derselben, über sein Alter und seine Eigenthümlichkeit Auskunft zu ertheilen war, da mußte man bei dem Knaben Franz sich Rath's erholen; der wußte es haar'scharf zu erzählen, der hatte die Chronik jedes Baumes, des ganzen Waldes nicht auf alten vergilbten Pergamentblättern verzeichnet, sondern auf die Blätter seines urfrischen, wilden Knabenherzens geschrieben. Wie er dem Vater gefolgt war schon als ganz kleines Kind und sich nicht geregt und gerührt hatte, wenn es galt einem Wilde aufzulauern! Still hatte er am Bode gelegen und in den Himmel aufgeschaut, an dem die Wölflchen entlang segelten in gar langsamen Gebilden, während die Bäume ihre grünen Wipfel immer leiser und stiller regten, bis sie endlich unter dem kaum merklichen Hauche des Abendwindes zu entschlafen schienen — und die Vögel nur noch ab und zu einen Laut hören ließen, so sanft und sacht, als lägen sie im Traume. Was da der Knabe ge-

dacht, welche wunderfamen Gestalten da um ihn gaukelten, durch seine Gedanken hindurch, dessen war er sich damals kaum selbst bewußt geworden; später war er's inne geworden, daß man solch unbestimmtes Denken, welches in bunten wirbelnden Kreisen ziel- und planlos durch den Kopf tanzt, oder wie lei-e, goldene Fäden durch den Sinn sich zieht — Träumen nennt, und daß es schön ist solches Träumen.

Als er heranwuchs, lag er nicht mehr still und müßig an des Vaters Seite, sondern er hatte sein Theil übernommen in dem Gehefte desselben. Ein schmucker, stinker Jägerbursche war der Franz, mit scharfem, sicherm Blick und fester Hand, der beste Schütze weit und breit und dem alternden Vater eine rechte Stütze: Güte und Frohsinn spiegelten sich auf seinem freichen, braunen Gesichte, aus den Augen leuchtete ein treues und biederes Herz; nur zuweilen blickte zu schnell auslobernd der mächtige Jähzorn in ihm auf; wenn er gereizt, dann konnte der Furcht von Sinnes gerathen, dann war kein Halten, kein vernünftig Reden mehr mit ihm, dann gab es Keinen, der ihn bezwang.

Keinen! — und dennoch gab es Eine; seit er die kennen gelernt, da schien sein böser Feind seltener zu kommen; vor Christines Augen, die so mild und doch so fest blickten, hatte er gewaltigen Respekt, und als sie einmal — wo der Zorn ihn wieder so allmächtig gepackt — zu ihm getreten, ihre Hand auf seinen Arm gelegt und ihm so blaß und erschrocken in's Angesicht geschaut hatte, als wenn sie sich vor ihm entsetzte — da war er zurückgetaumelt, wie von einem schweren Schläge getroffen, und ganz leichenbleich und eisig kalt und ruhig geworden. Aber der bange, schmerzliche Blick war lange nicht aus seinem Sinn gewichen; wie eine Mahnung war er immer vor ihm gestanden, wenn die Gluth des Zornes aufsprühen wollte, und nicht eher hatte Franz geruht, bis sein gefestigtes, untadelhaftes Benehmen, seine Selbstbeherrschung ihm allgemeine Anerkennung erwarben, bis Christine ihn mit einem Blicke angesehen, der Freude und Lichtglanz über sein ganzes Leben breitete und eine herrliche Zukunft verieß. Dann war er an des seligen Vaters Stelle Förster geworden, Alleinherrscher in seinem Walde, seiner grünen, bujtigen Waldensamkeit — und sie war mit ihm als sein herzlichstes, treues Weib — und dann und dann —

Die Erinnerung schweigt — der schwarze Schatten rückt wieder näher und will sich über das Gedenten breiten, das wie eine Landschaft, von sonniger Helle umflossen, vor ihm lag. Doch jetzt hat Franz den Wald erreicht; das drängt alle Gedanken der Vergangenheit zurück, das läßt die Gegenwart ihn ganz erfassen.

Grabesfülle umfängt ihn, der dunkle Tannenwald, die Bäume strecken die stets grünen Kronen, auf denen die weißen Schneeflocken kristallstarr sind, in die Nacht hinein. Hier fühlt der Wanderer zum ersten Male voll' Wonne, daß er frei ist — frei! Mit einem Jubelrufe schwenkt er seine Mäße in der Luft; er empfindet nicht die Kälte, die sein Gesicht streift, für ihn ist es Waldesluft! Er schlägt seine Arme um eine große, starke Tanne; wie fest, o wie fest drückt er seine Brust dagegen, und das Herz klopft ihm zum Zerpringen laut; liebkosend legt er seine Wange gegen den Stamm und die Berührung erscheint ihm so lind und sanft wie eines Freundes liebe Hand, die sich auf eine Wunde legt. Ein leises Rauschen läuft durch die Wipfel der hohen Bäume wie ein freundliches, flüsterndes Willkommen, das sie dem Armen, dem Ausgestoßenen zurufen, und die Zweige neigen sich unmerklich unter der weißen Zier wie zu einem Grusse. Da stürzen die Thränen heiß und törmelnd aus dem Herzen, aus den Augen des einsamen Wanderers; er ist auf seine Knie gesunken in allgewaltiger Erschütterung. — Unaufhaltsam, aber immer linder fließen seine Thränen; mehr und mehr fällt das Bleigewicht seiner Schuld von ihm, dieser Sünde, welche eine rache That, die Folge seines Jähzornes war, und die ihn, den bravsten, gutherzigsten der Menschen, zum Mörder machte.

Still ist es um ihn her, still und feierlich wie in einem geweihten Tempel, und als er die Augen zum Himmel erhebt, da schauen die Sterne glitzernd und freundlich vom dunklen Dome herab. — Weiter schreitet Franz — dort liegt das liebe Vaterhaus, in dem er geboren ist, in das er sein schönes, junges Weib einführte. Da war es Frühling, ein Frühling, wie ihn die Welt nicht oft gesehen, so wonniglich, so blüthenduftig prangte die Erde. Die Büken hingen ihre grünen Schleier um das kleine Försterhaus, welches so freundlich und hell daraus hervorglückte wie ein schelmisches Augenpaar unter langen, dunklen Wimpern. — Jetzt ist es Winter, und sie, die Blühende, Lebensfrische, des Hauses beste Zier, sie liegt schon manches lange Jahr in der kalten, stillen Erde. — Lichtschimmer Franz aus den kleinen Fenstern des Hauses entgegen, die nicht geschlossenen Läden gestatten ihm den Einblick in den Raum. Heimlich und gemüthlich ist es innen; frühliche Kindergesichter sonnen sich in den Strahlen des Christbaumes, emsig trippeln die Kleinen um den Tisch herum, da und dort des Bräuderchens Geschenke zu beschaun. — Franz hat sich vorgebeugt, seine Augen hangen an der Kindergruppe, zu erspähen, ob vielleicht sein eigenes Kind darunter sei. Wäre es nicht möglich, daß sein Nachfolger das verwaiste kleine Mädchen bei sich aufgenommen habe? Doch wie er forscht und schaut, sein Kind ist nicht dabei, sein Herz würde ihm deutlich sagen, wenn es darunter wäre.

Und während er sich so an den Vorsprung des Simses lehnt, weichen die Jahre zurück — es ist wieder damals, damals! An derselben Stelle stand er einst und schaute zum Fenster hinein, und blickte, bis die Augen ihm schier aus dem Kopf rollen wollten, und immer wieder starrte er hin, weil's ihm war, als ob ein schrecklicher Traum ihn narre. — Es war ein scharfer, aber klarer, reiner Wintertag an jenem Heilig-Abende vor zwölf Jahren; Franz war jenseits im Walde gewesen, den Holzjältern zur nächsten Woche die Arbeit anzuweisen, aber er hatte sich über die Wäsen geeilt, denn es zog ihn nach Haus, nach dem warmen, heimlichen Stübchen, zu seinem lieben Weibe, dem er den ersten Weihnachtsaufbau beschaun wollte im eigenen traulichen Heim.

Auf dem Wege dahin gestellte sich der schwarze Ulrich zu ihm, einer seiner Collegen, den er niemals leiden mochte seines tödlichen, hinterhältigen Wesens halber, und der ihm auch nicht hold war, weil sie beide um denselben kostbaren Preis, die Liebe der schönen Christine, geringen hatten, und Franz der Erwählte wurde. Der Ulrich führte gar absonderliche Reden heute, nicht klar und geradeaus, daß Franz ihn hätte zur Verantwortung ziehen können, nur so im Allgem. einen hin; er wand und drehte sich immer um dasselbe Thema, und stichelte

und spottete über die Blindheit und Einfalt der Männer, und höhnte über die Weiber, die sich durch Schönheit und Reichtum verblenden ließen, und dergleichen mehr; und freiz von Neuem wurde der junge Graf in das Gespräch verflochten. Die dummen Reden wurmten Franz, ohne daß er sie auf sich oder sein Weib bezog, nur weil er es unmännlich und unredlich fand, so geringschätzend von den Frauen zu sprechen. Mehr als einmal wollte der Zorn in ihm auflobern, aber immer war es ihm, als fühle er eine liebe Hand sich sanft auf seinen Arm legen, und ernste, sinnende Augen blickten gleich einer Mahnung zu ihm hin. Und wieder bekämpfte er die Aufwallung und ließ den Ulrich schwagen, als ging's ihn gar nicht an, und da es ihm zuviel wurde, verabschiedete er sich, schnell einen Seitenweg einschlagend.

Dennoch war sein Herz, das erst so voll und freudig schlug, jetzt so beschwert, und kein lustiges Jägerlied wollte über seine Lippen, nicht wie sonst rief er bei seinem Kommen schon von weitem den wunderbaren Ruf, den ihm Niemand nachrufen konnte, und der der schmucken Christine wie die allerherrlichste Musik der Welt erklang.

Still und leise ging er dem Hause zu, wobei er durch das niedere Fenster sah. Himmel und Erde, der Anblick! Vor dem festlich geschmückten Tische, auf dem schon neben dem Christbaume verschiedene Gaben der Liebe lagen, stand Christine. Ein hoher, schlanker Mann beugte sich im eifrigen Gespräch zu ihr nieder und sandte Blicke aus schönen, funkelnden Augen auf sie, daß die reinen, ersten Augensterne der jungen Frau sich davor niederseufzten; doch nur einen Augenblick, dann erhob sie dieselben mit einem Ausdruck der Würde, fast der Hoheit auf den Grafen, ihre Gestalt schien stolzer und höher zu werden, als sie wortlos vor Entrüstung, aber ausdrucksvoll die Hand nach der Thür anstreckte. Doch als der Unwürdige, statt der Mahnung Folge zu leisten, die beiden Hände der jungen Frau mit einem schnellen Griff in eine der seitigen schloß und den Arm fest um sie schlingend sich niederbeugte, ihre frischen, rothen Lippen zu küssen — da war es um Franz geschehen. Die Luft um ihn glühte in rothem Feuer — die hämischen, bezügelten Reden Ulrich's schwirrten und zischen gleich Spukgeistern um ihn her — flammende Ströme jagten durch seine Adern, der übermäßige Zorn raubte ihm alle Besinnung — der Schuß fuhr durch die Luft. —

Neben der Leiche des Grafen knieten Christine und Franz; als riefte sich überzeugt, daß jeder Belebungsversuch fruchtlos war, richtete er sich still und bläher in die Höhe. Er wagte es nicht, die Augen zu seinem Weibe zu erheben, so grauste es ihm, ihrem entsetzten, todesbangeren Blicke zu begreifen. Aber Christine schritt zu ihm hin, sie schlang ihre Arme fest und innig um seine wankende Gestalt; sie legte ihre sammtene Wange dicht an die seine, und aus ihren thranenvollen Augen sprach Nichts als Liebe. Es lag in ihrem ganzen Wesen eine Zärtlichkeit und Hingebung, wie Franz sie in dieser Stärke niemals an ihr wahrgenommen. Denn in der Stunde der Trübsal bewährt sich in den meisten Fällen die Liebe des Weibes auf eine glorreiche Weise, da entzündet sich ein vorher oft matter Strahl zu einer Sonne, und die artlose, schwächste Frau wird eine Heldin an Muth und Kühnheit. —

Christine bebte nicht zurück vor dem Mörder, der nun für immer gebrandmarkt durch das Leben ging, der vielleicht mit seinem Blute den Tod des Anderen sühnen mußte. Und wenn die ganze Welt ihn verdamnte und ihn von sich stieß, sie würde immer, immer bei ihm stehen, und wenn er unter dem Nichttheile fielen, sie würde sich nimmer schämen, ihn Gatte zu nennen, denn er war brav und rechtschaffen gewesen wie Einer.

Das Alles lag in ihrem Thun, das flüsterte sie ihm zu unter Küffen und Thränen, aber es fiel in seine Seele nicht wie linbender Balsam, sondern wie siedendes Blei. Vor dieser Liebe, vor dieser Herzinnigkeit seines Weibes schwand der Starfsinn, der Nebel, der seine Sinne unmaachtete, aber die Klarheit, welche hereinbrach, war eine schreckliche. Das Gefühl, er sei ihrer Liebe fortan unwerth, seine That habe eine vielleicht nie wieder zu überpringende Schranke zwischen ihnen gezogen, er habe Schande auf ihr reines Haupt gebracht und nicht allein auf das ihrige — dieses Gefühl maßlosen Jammers schlug die Geierkallen in seine Brust; das waren die ersten Boten der Reue, die nie wieder von ihm weichen sollte sein ganzes Leben hindurch. —

Stehenden Fußes, von seinem treuen Weibe begleitet, ging Franz dem Dorfe zu, seine That zu bekennen, sich selbst der Behörde zu überliefern.

Man fragte ihn in den Verhören, ob er wohl nicht im trunkenen Zustande an jenem Abend gewesen sei; aber der stets so mächtige, eifrige Franz wies dieses Ansuchen wie eine Beleidigung zurück; man gab ihm nicht undeutlich zu verstehen, er solle ausfragen, das Gewehr habe sich durch eine heftige, unvorsichtige Bewegung von selbst entladen; Franz jedoch verschloß seine Ohren den wohlgemeinten Rathschlägen. Er blieb bei seiner ersten Aussage, er sei wohl übermüdet von mächtigem, gerechtem Zorn, dennoch bei vollkommener Besinnung gewesen, er habe gewußt was er thue, er würde im selbigen Falle wieder so handeln. Dem Grafen sei geschehen wie ihm gebührt, seine Hand habe die Trübsal manches Anderen gerächt. —

Und würde er jetzt noch wieder so handeln — jetzt, nachdem er zwölf lange Jahre in Kerkerhaft verbracht? Denn die Richter, eingenommen durch des Schulbigen klaren, biederen Wesen, durch seinen ehrenhaften Lebenswandel, hatten seine That keinen vorfälligen Mord genannt und nur auf lebenswichtigen Verlust der Freiheit angetragen, ein Ausspruch, der jetzt durch die Gnade des Königs gemildert war. — Würde er jetzt noch einmal so handeln, nachdem er in dem langen Zeitraum täglich, stündlich über seine That nachgedacht, und die schwere Sünde, die er begangen, an ihm genagt hat, mit nie rastender Reue? Hat das feurige, siedende Blut sich nun abgeföhlt in der Stille und Einsamkeit seiner Zelle, während der Tage dahinschleichenden, endlos scheinenden Zeit? Franz fühlte es, daß wenn er ihn erwecken könnte, den er mit rascher Hand in den Tod gefandt, er gern und willig sein eigenes Leben, nicht sein jetziges — o wenn er davon befreit wäre, ihm würde es ein Segen sein — sondern sein damaliges freudreiches Leben hingeben würde.

Vor des Laufschers Augen hatte das Damals das Jetzt verdrängt, vor seinen wirren Blicken verschwimmt die Gegenwart, die Vergangenheit nimmt den Platz ein und fordert ihr Recht. Franz sieht nicht mehr die frühliche Kinderschaar, die jubelnd um den Christbaum tanzt — Pulverdampf füllt das kleine Zimmer und durch die leichten Wolken erblickt er die leblose

Gestalt eines schönen, bleichen Jünglings am Boden liegen; das feine Linnen ist von Blut gefärbt, rothes frisches Herzblut strömt die Diele entlang. — Mit einem Wehgeschrei stürzt er von dannen.

In der kleinsten, ärmlichsten Hütte des Dorfes — die letzte, wenn man die Dorfstraße daher kommt, die erste vom Walde aus — brennt an diesem heiligen Weihnachtsabende eine kleine trübliche Lampe und beleuchtet mit ihrem matten, ungewissen Lichte das Innere eines Raumes, der an Dürftigkeit und Leere wohl seines Gleichen suchen möchte und ein unbeschreiblich wohl Feind machen mußte, ohne die Gestalt eines Kindes, das in dem Stübchen umherlag und die Wärme und Trostlosigkeit des Abends durch seine lebensfrische Gegenwart etwas mildert. — Es ist kalt innen; das Feuer auf dem kleinen Herde ist fast verloschen, und durch das zerbrochene Fenster, in welchem hier und dort ein angeheftetes Papier die Stelle des Glases vertritt, fährt ein scharfer Zug hinein. Das Mädchen empfindet die Kälte bitterlich; obgleich sein Gesicht frische rothe Farben hat, erzittert der Körper dennoch ab und zu durch leise Schauer des Frostes; sein ganzer Anzug ist knapp und dürrig, die Arme stecken weit aus dem engen Jäckchen hervor, und der dünne, fadenförmige Rock hat wohl schon manches Jahr geübt. Katharine, für gewöhnlich Kathi genannt, ergreift ein großes Tuch, bei dem man nicht mehr unterscheiden kann, welche Farbe es einst besessen, und schlingt es um sich in einer Weise, die ein Kenner malerisch genannt haben würde, die für sie aber nur den Zweck hat, sie zu erwärmen. Dann geht sie zum Kamine; zögernd blickt sie auf ein Bündel Reisig, welches davor liegt; der nicht große Vorrath soll die Feiertage über ausreichen —, unskillig zieht sie die schon ausgebreitete Hand zurück, aber es ist so eilig kalt; noch ein kleines Bedenken und dann, während ein Ausdruck des Trostes über das braune Gesicht läuft, das erst von einem freundlichen Ernst war, und eine feste Entschlossenheit sich in ihrem ganzen Wesen kundgibt, wirft Kathi das Reisigbündel in die Gluth, dabei so kräftig und eifrig in die verqualmenden Kohlen blasend, daß das Feuer halb lustig und flackernd emporstarrt, und der helle Schein selbst über die kahle, trostlose Einrichtung der kleinen Stube einen Hauch von Behaglichkeit breitet.

Das Mädchen sitzt auf einem Stuhel vor dem Herde und hält die erstarren Hände der Flamme zu, die seine Gestalt, sein Gesicht jäh beleuchtet und es dem Lauscher draußen möglich macht, jeden einzelnen Zug desselben zu unterscheiden. Es ist ein liebes, frisches Kinderantlitz, nicht ungewöhnlich hübsch, nur durch den Ausdruck der Augen ausgezeichnet, der über die Jahre hinaus klar und bedeutend ist und in seinem reichen Wechsel auf ein nicht gewöhnliches Innere schließen läßt. Der Blick giebt Kunde, wie in einem Alter, wo sonst selbst ein armes Kind die Schwere seines Schicksals noch nicht so deutlich fühlt, hier schon Kummer und Glend tief empfunden worden, wie der Schmerz diese junge Seele in einer Weise berührt hat, daß sie sich zu ungewöhnlich frühem, reichem Blühen erschloß. Kathi's gänzliche Verlassenheit und Abgeschlossenheit von dem Verkehr mit Menschen hatte die geistigen Kräfte und Anlagen, die sich sonst bei andern Kindern nach außen hinwenden und zerfließen, fest zusammen gehalten und ihren Charakter zu einer Tiefe und Innerlichkeit ausgebildet, die durch das viele Alleinsein in Feld und Wald leicht zu überwiegendem Träumen und Schwärmen hätte ausarten können, wenn nicht das Leben in seiner Rauheit und Schwere sie immer wieder diesem Gange entriß und das richtige Gleichgewicht erhalten hätte. Dennoch träumte Kathi viel von einem großen Glück, das einst über sie kommen werde und welches, so viele verschiedene Gestalten es auch anmahnt, immer auf das eine Ziel hinausging, auf eine frohe Wiedervereinigung mit ihrem Vater. Sie hing mit ganzem Herzen an dem nie gesehenen Vater, und je mehr die alte Brigitte ihn schmähte und lästerte, je mehr nahm ihre Liebe an Kraft und Junität zu. — Und wohl dem armen Kinde, daß es träumte und sich Lustschlösser baute, wie hätte es ohne dieses Hoffen auf kommenden Glück sein trauriges, fargliches Leben, die stete Härte der alten Brigitte ertragen können?

Die klaren, sinnigen Augen dieses Mädchens, in denen es zuweilen blitzt, als könnten sie mächtig ausleuchten in Jörn und Freude, sprechen von Gedanken und Gefühlen, welche sonst dem Alter und mehr noch der Lebensstellung eines solchen Kindes fern und fremd sind. Dennoch liegt keine krankhafte vorzeitige Reife in Kathi's sprichartiger Erscheinung, sie ist gesund und kräftig, in ihrem Wesen spricht sich eine frische, rührende Entschlossenheit aus; um den Mund, der ohnedem sehr hübsch und kindlich wäre, schwebt zuweilen ein Zug des Trostes, welcher in einem auffallenden Gegensatz zu dem Ausdruck der Augen steht. — Ein Seelenforscher möchte leicht erspähen, wie die guten, treuen Augen die wahre Innerlichkeit aussprechen und der trostige, bittere Ausdruck des Mundes erst herausbeschworen, gleichsam amezogen ist.

Das weiße Mädchen, welches das Haar zusammenhalten soll, ist wie der ganze Anzug knapp und ausgewaschen und viel zu eng für seine Fülle; dicke Büschel hellen Haares quellen hier und dort hervor, und eine Flechte, vorlauter als die Schwefelsterne, hat sich einen Ausweg gesucht und fällt schwer und voll an der Seite herab.

Wo hat der Lauscher dieses Haar gesehen, das so selten in seiner eigenthümlich warmen, goldigen Färbung ist? Nur eine hatte es, Eine! — Es ist sein Kind, sein nie gesehenes Kind! Sein Herz, das mit so gewaltigen Schlägen in seiner Brust klopfte und mit jedem Pulse dem Kinde entgegenjauchzte, es ruft ihm laut und vernehmlich zu, daß es sein ist. Aber kann es so alt, so groß sein? Franz hat erwartet ein Kind zu finden und ein heranwachsendes Mädchen tritt ihm entgegen; — so lange ist es her seit damals — so lange ist seine Tochter vereinsamt dahingegangen, fast verlassen als eine Waise. Die Brust des Vaters hebt ein krankhaftes Schluchzen, doch schnell bekämpft er die Thränen, die seinen Blick verdunkelten, daß ihm von dem Vorgange in der Hütte Nichts entgehe.

Wenn er noch gezwifelt, ob es seine Tochter sei, jetzt war es entschieden. Die Stellung, welche die Kleine angenommen, macht sie der Mutter so ganz ähnlich. Welches geheimnißvolle Weben, welche unerklärbare Zauberfette liegt in den Banden der Natur? Wer lehrte dieses Kind, das die Mutter nie gekannt, gerade zu thun wie sie, auf diese Weise den Kopf in die Hand zu stützen und mit dieser schwärmerischen Sinnigkeit in die Ferne zu blicken, als wolle es Etwas erschauen, was über die Grenzen der Erde gehe? — Es ist sein Kind, seine Tochter!

— Franz will hin zu ihr, er will sie beim Namen rufen — aber er, der Vater, weiß nicht einmal den Namen seines eigenen Kindes! Wie soll er der Tochter gegenüber stehen, was soll er ihr sagen? Wieviel ist ihr von seinem schrecklichen Schicksale bekannt? Ob man ihr aus Barmherzigkeit verschwiegen haben mag, welche Schuld auf dem Vater lastet — ob sie weiß — weiß und schauernd zurückbeben wird? Die Seelenqual, welche diese Gedankenfolge mit sich führt, treibt die hellen Tropfen auf des armen Vaters Stirn und läßt ihn zurückstrecken vor dem Wiedersehen mit seinem Liebsten.

Kathi, die inde en durch und durch erwärmt ist, und der das Blut wieder frisch und leicht durch die erst erstarren Glieder fließt, ist zum Tische getreten und beschäftigt sich emsig, aus einer kleinen Tanne einen Weihnachtsbaum zu fertigen. Sie will auch einmal ein Christbäumchen haben, wie all die anderen Kinder, ihr hat Niemand eine gültige Hand einen geschmückt, heut wird sie selbst es thun. Wie geschäftig sie ist, wie stink und geschickt die kleinen braunen Finger sich bewegen! Geht's nicht gleich wie sie gewollt, will das Bäumchen noch nicht fest stehen in seinem, aus einem alten Schachteldeckel bereiteten, Unterfasse, schwankt es noch immer hin und her — da stampft die Kleine wohl ärgerlich mit dem Fuße, die Ungebuld läßt ein höheres Roth auf den Wangen erblühen, und urgestüm zuckt es in den sonst so stillen, milden Augen, aber im Ganzen scheint Kathi doch sehr bei riedig über ihr Werk, denn ein glückseliges Lächeln spielt oft um die rothen Lippen, und wenn sie lächelt, wobei der trostige Ausdruck wie weggeschwift ist, dann ist sie lieblich anzuschauen, fast wie ein Engel Gottes, so schön es wenigstens dem draußen stehenden Vater, der nicht fühlt, wie kalt und schneidend es um ihn weht, dem es lebenswarm durch die Seele glüht, als er auf sein kleines, freudigerregtes Mädchen blickt.

Die dünnen Enden Wachsstock, welche Kathi um die Zweige gebreht hat, brennen und leuchten freundlich grüßend aus dem Grün hervor. Zum ersten Male seit langen, langen Jahren erglänzt in dieser armseligen Hütte das Licht des Weihnachtsbaumes, und fröhlich in die Hände klaffend und einen Widerschein des Glanzes in ihren dunklen Augen tragend, steht Kathi ganz selig vor dem Prachtwerke, das sie sich kunstgerecht bereitet. — Plötzlich wird die Thür heftig aufgerissen, der Zugwind, der hineinströmt, läßt die kleinen Lichter höher flackern und treibt die Flämmchen an, daß sie den Baum und das bunte Papier, welches daran hängt, erfassen. — Eine häßliche, widerwärtige Alte stolpert herein. Ihre kleinen, schmalgeschlittenen Augen, deren vorzüglichster Ausdruck Bosheit und Habgucht ist, richten sich entsetzt von dem im Kamine leuchtenden Feuer nach dem brennenden Baume. Ihre wulstigen Hände strecken sich mit einer Bewegung, welche ganz unerkennbar den bis zum höchsten Grade gesteigerten Geiz ausdrückt, — zitternd und gierig nach dem Herde hin, um das Holz zu retten, dessen Verschwendung ihrem Herzen einen mächtigen Stoß beibringt und sie mehr empört als der brennende Baum, an dem Kathi schon die Flamme gedämpft hat. — Der ganze Jörn der alten Brigitte wendet sich nun dem Kinde zu, und indem sie auf dasselbe losstürzt, ruft sie wüthend aus:

„Kathi! pflichtvergessene Dirne, willst Du mir das Haus über dem Kopfe anzuladen? — Gehe das noch heftig erschreckte Kind antworten kann, daß die Flamme schon gelöscht sei, hat die Alte das Bäumchen ergriffen und es mit einem schnellen Schwünge in die Flamme des Kamins geschleudert. — Ein Wehgeschrei will sich aus der Brust des Kindes ringen, aber es drängt ihn zurück, es schluckt die Thränen, die ihm gluthheiß in die Augen schießen, mit Gewalt nieder, als wolle es nicht zeigen, wie furchtbar wehe ihm der Verlust thue; der trostige, bittere Zug prägt sich deutlicher wie je um die festgeschlossenen Lippen aus; sprachlos steht Kathi da, während die Gemüthsbewegung auf ihrem Gesichte mächtig arbeitet und die ganze Gestalt wie im Fieber fliegt. — Als aber die Flamme immer mehr und mehr heranleckt an den geliebten Baum, und es dem Mädchen ist, als ob er selbst ächze und stöhne über sein schmachvolles Ende, da gewinnt der Jörn doch die Oberhand. Drohend auf die Alte zuschreitend, ruft Kathi mit jornsunkelnden Augen:

„Das war schändlich, grausam von Euch! Nicht nur, daß ich hungern und frieren muß, daß Ihr mir nie etwas Gutes gethan mein ganzes Leben lang, auch noch die Freude, die ich mir selbst bereite, und die Euch nichts kostet, zerstört Ihr mir böswilliger Weise.“

„Nichts kostet!“ — höhnte die Alte heftig erregt, denn in der ganzen Art des Kindes lag etwas Aufreizendes — „und wo hast Du die Lichter und das bunte Papier her? Gekauft hast Du's, und mir das Geld gestohlen!“

„Ich stehle nie, das wißt Ihr wohl!“ — rief das Mädchen mit einem großen Blick auf die Frau — „des Kräners Gottlieb hat mir es heimlich zugesteckt, weil ihn meine jammervolle Lage bei Euch so erbarmt.“

„Seht die Prinzessin! Solltest zufrieden sein, daß ich Dich aufgenommen, Dich, der sich jedes anderen ehrlichen Menschen Thür verschloß, die Niemand in seiner Familie haben mochte. Ist das der Dank für all' meine Mühen und Qualen mit solch einem widerspenstigen, wüthigen Geschöpfe, bei dem man seines Lebens nicht einmal recht sicher ist! Aber das ist so ein Erbtheil von den Eltern, kommt es eigentlich vorhersehen, da der Apfel nicht weit vom Stamme fällt. Die Mutter“ — die Alte hielt inne, denn selbst ihre Zunge sträubte sich die Verläumdung auf das reine, schullose Haupt der Frühgestorbenen zu bringen, und nachdem sie einige unverständliche Worte vor sich hin gemurmelt, fuhr sie fort: „Der Vater ein Mörder, der doch noch einmal an den Galgen kommt, dem er mit knapper Noth entronnen ist.“

Mit einem schnellen Sage war Kathi auf die alte Brigitte losgesprungen und indem sie sie beim Arme packte und heftig mit dem Fuße stampfte, rief sie wild und drohend:

„Schmäht und lästert meine Eltern nicht, ich dulde es nicht mehr — ich schwör' es Euch, es thut nicht gut! Ihr lüzt, sie waren Beide brav und ehrsam; des Schulzen Grobnecht Jürgen hat's gesagt, daß sie redlich waren, und der spricht immer die Wahrheit. Bei der letzten Erndte war es, als ich Aehren sammelte in der Mittagschwüle eingeschlafen war; als ich erwachte, hörte ich einen der fremden Knechte fragen, „wer das ärmliche, verlassene Kind sei?“ Der Jürgen sagte ihm, wessen ich sei, und Beide blickten so mitleidsvoll nach mir, daß ich's fühlte durch die halbgeschlossenen Augenlider und mich fast meiner eigenen Zümmlichkeit wegen schämte. Der Jürgen sagte ferner, wenn er selbstständig wär, dann würd' er mich aus den Händen der alten Here befreien — damit meinte er

Euch“, setzte das Kind mit einer blühenden Schadenfreude hinzu — „und mich in seine Wirthschaft zu nehmen, denn ich sei anständig und brauchbar. Und dann sprachen sie von den Eltern und nannten meine Mutter schmutz und brav, und der Vater habe gehandelt, wie es jedem rechtschaffenen Mann ziemt; und es sei himmelschreiend, daß der König nicht mehr Einsehen habe, denn statt der Strafe hätte er eher eine Belobigung verdient. Das sagten sie just Wort für Wort, ich habe es gut behalten, weil ich's mir in Gedanken so oft wiederholt habe“ — fuhr das Kind mit einem freudigen Blicke fort.

Die Redseligkeit von Kathi erfüllte die Alte mit Staunen; so viel sprach das schweiger de trotzige Kind est nicht in Monaten, aber sein ganzes Wesen schien heut in seinen Zügen erschüttert zu sein; als ob ein Damm gebrochen wäre, so stürzte der lang angehaltene Strom der Bitterkeit dahin. —

„Dank soll ich Euch geben für das, was Ihr mir gethan?“ begann Kathi von Neuem — „Dank, daß Ihr mich getreten und gestossen auf Tritt und Schritt, weil Ihr Einen haben müßt, an dem Ihr Eure Bissigkeit auslassen könnt! Was die Gemeinde auf mich giebt, das nennt Ihr ein Spottgeld, und doch leben wir davon und von dem, was ich Euch verdiene mit Kräuterkraut und Körbchen; denn Ihr selbst schafft doch Nichts mehr mit Eurer Hände Arbeit. Soll ich Euch sagen, was Euer Erwerb ist und wo Ihr das Sündergeld verbergt?“ — flüsterte sie dicht zu der Alten herantretend, die, wenn es möglich war, unter der verkrümmten, gelblichen Haut zu erblassen, wirklich erleichte und zurückschreckte. „Dankt Ihr ich hab's nicht gesehen schon als ganz kleines Kind, wie Ihr den Leuten mit Euren Hexenkünsten, dem Kartenknäueln, dem Wahrsagen und Traumaulegen das Geld aus der Tasche lockt? Und es ist Alles doch nur Betrug; die Mädchen horcht Ihr aus und dann sagt Ihr's den Wurschen wieder, gerade wie sie's gern mögen, und wer am meisten zahlt, der hört das Beste. Ich hab oft gelauscht da von oben her durch eine Luke, wenn Ihr glaubtet, ich schliefte längst. Und wer verbirgt die gestohlenen Sachen, wer ist der Helfershelfer aller Diebe — wo geht es da hinunter?“ fragte Kathi auf eine kaum bemerkbare Gallstirn in der Diele deutend.

Sprachlos vor Entsetzen darüber, daß ihr ganzes Thun dem Kinde offenkundig, war die Alte auf einen Schenkel gefallen, und indem Kathi sich weislich an ihrem Schenkel ergabte, fuhr sie mit triumphirender Freude fort: „Ja, Mutter Brigitte, Ihr seht, ich kenne all' Euer Thun! Ich habe bisher geschwiegen, nicht aus Liebe zu Euch, denn als Ihr mich erwischt, wie ich als ganz kleines Kind zu Euch heran getreten war, um Euch lieb zu haben, von Euch stiehet, daß ich den Kopf mit blutig fiel, da bir ich Euch nicht mehr gut gewesen — ich habe geschwiegen, weil ich nun einmal in Eurer Hause lebte und aus Furcht vor Euch. Aber jetzt flücht ich Euch nicht mehr; nicht Euch, noch sonst Jemand in der Welt. Und wenn Ihr mir noch einmal die Eltern lästert und schmähst, so lauf ich auf die Gasse hinaus und rufe es aus, was für eine alte Betrügerin Ihr seid.“

Die letzte Drohung schien der Bekübten die Bestimmung zurückzugeben. Schäumend vor Wuth, mit einer Ehrlosigkeit, wie man sie den alten, morschen Gliedern gar nicht zugetraut, sprang sie auf, und indem sie einen dicken Knotenstock ergriff, stürzte sie auf das Kind zu —

„Rührt mich nicht an! Schlagt mich nicht! ich dulde es nicht mehr!“ — schrie Kathi in einer Aufregung, welche mit jeder Secunde zunahm, und als die alte Brigitte immer mehr auf sie einbrang, und eine Fluth der gräßlichsten Beschuldigungen gegen die Eltern und gegen das Kind ausstieß, als sie die schwere niederrollende Haarflechte ergriff, um Kathi festzuhalten, und es dieser war, als höre sie schon den Stoß durch die Luft schwirren — da kamte sie keine Grenzen mehr in ihrem sinnlosen Jörn. Das Messer an sich rühend, mit dem sie vorhin bei dem Weihnachtsbaume beschäftigt war, schwang sie dasselbe vor sich in der Luft.

Draußen trieb es Einen vorwärts, sich zwischen die Beiden zu werfen, aber es war, als ob seine Füße am Boden festgewurzelt seien; der Schreck, die Bestürzung über des Kindes jähe, maßlose Heftigkeit bebte durch sein Inneres und ließ seine Knie zittern.

Gut, daß die heißen Thränen dem Lauscher draußen die Augen trübten; sein Kind so zu sehen, wäre ein furchtbarer Anblick gewesen. Aber wenn auch der Blick getrübt war, das Gewissen regte sich überlaut; es gemohnte ihn an die eigene leidenschaftliche Heftigkeit, die jetzt als Erbtheil von ihm in dem Kinde verkörpert erstand. Es schien als sei alle Kinlichkeit von dem Mädchen gewichen, das in seiner kühnen, drohenden Haltung, mit dem durch das Festhalten entseffelten Haare, die Augenblicke des Jorns schleudern, fast einem Nachgebamm gleich. „Mörder! Feuer! zu Hilfe!“ — schrie die entsetzte Brigitte, die aus der Entschlossenheit, die in Kathi's ganzem Wesen lag, aus dem Haß, der in ihren Blicken funkelte — und den freilich nur sie hervorgerufen und geschürt — es nicht für unmöglich hielt, daß das Mädchen seine Drohung erfülle. Sie wollte zur Thüre eilen, sich vor dem Kinde, vor dem ihr grauste, zu retten, aber Kathi kam ihr zuvor. Schaudernd und erblebend warf diese das Messer von sich, als sei es ein glühender Stahl, der sie brenne, und indem sie früher die Thür gewinnen wollte, wobei sie die Alte so heftig anstieß, daß sie tammelnd zu Boden fiel, stürzte Kathi zur Hausthür hinaus, sie mit einer solchen Gewalt zuwerfend, daß sie klirrend ins Schloß sprang und da der Schlüssel noch von außen steckte, von innen nicht zu öffnen war.

Draußen in der kalten Nachtlust, deren eisiger Hauch die glühenden Wangen wie eine erfrischende Kühlung anwehte, schien Kathi die entschundene Bestimmung zurückzuführen. Glenden Schrittes wollte sie die Stätte verlassen, zu der sie niemals zurückkehren mochte; denn daß sie nach diesem Austritt nie wieder mit der alten Brigitte leben konnte, das empfand sie klar und deutlich. Dennoch waren alle ihre Sinne, ihr ganzes Denk- und Willensvermögen zu heftig angespannt, als daß sie schon die Trostlosigkeit ihrer Lage ganz deutlich gefühlt, als daß sie inne geworden wäre, wie sie in der weiten Welt kein Fleckchen hatte, an dem sie zu Hause war, kein Herz, an dem sie Schutz suchen konnte. — Sie eilte über den kleinen Hof — der bis zum Tode betäubte Vater schlich leise nach. Der Mond war am Himmel ausgezogen und warf sein milbes, bleiches Licht auf die stille Erde herab. — Bei den wohlbekanntem, leichten Tritten des Kindes war der alte Kuro freudig aus seiner Hütte hervorgefahren; ihre beiden Arme fest um den Hals ihres treuen Freundes und Leidensgefährten geschlungen, sagte Kathi ihm Lebewohl. (Schluß folgt.)

EISENBAHNKARTE

von
MITTEL-EUROPA.

Geogr. Meilen 15 — 1 Grad.



Zeichenerklärung.
Befahrene Eisenbahnlinien . . .
Concessionirte oder im Bau be-
griffene Eisenbahnlinien . . .
Projectirte Linien . . .
Hauptverbindungs-Strassen . . .
Dampfschiff-Verbindungen . . .
Deutsche Zollvereinsgrenze . . .
Staats-Grenzen . . .



Anwendung der Zeit.

Das ganze Leben ist dazu da, uns zu erziehen, jedes Jahr unser Dasein mit seinen Erlebnissen und Empfindungen ist eine Folge früherer, eine Vorbereitung auf künftige Jahre. Jedes Lebensalter hat seine bestimmte Aufgabe und steht in genauer Beziehung zu dem folgenden. Wer die Jugend nicht zum Lernen anwandte, wird im reiferen Alter nicht am Werk sein können, wer nicht wirkte in der Zeit der Kraft, wird am Abend des Lebens sich vergebens umsehen nach dem zurückgelegten Wege, um eine Stelle zu entdecken, worauf seine Erinnerung gern weist, wo sein Geist Freude und Befriedigung schöpfen könne. Zwar wird, je weiter wir im Leben fortschreiten, der Lebensweg vor uns kürzer, und um so weniger erscheint es notwendig, für den künftigen Weg neue Vorbereitungen zu treffen; doch unmerklich bildet sich in unserm Innern eine andre, dieser entgegenwirkende Ansicht. Mit den Jahren wächst das Interesse am Leben. Je weniger Zeit uns bleibt, je größeren Werth erlangt jeder Augenblick, mindestens in der Seele des frommen oder strebenden Menschen. Wer dem Ziele nahe ist, wo am Ende seines Laufes der Preis ihm winkt, durchheilt den letzten Raum der Bahn mit verstärktem Muth, mit erhöhter Hoffnung.

[2540]

M. u. d. J.

Außen und Innen.

Am dunkeln Himmel glänzt kein Stern,
Der Kirche Fenster nur leuchten fern.
Es heult der Sturm und peitscht das Gras
Und trocknet die Halme, vom Regen naß,
Und wirft auf den Gräbern, von Blüthen leer,
Die dürrn Blätter wohl hin und her.
's ist tiefe Nacht in dem Kirchhofraum,
Doch drin steht die Kirche, als leuchtender
Traum.
Woh! ist der Kirchhof so schwarz und still,
Doch kniet dort Einer, der beten will.
Am Hügel dort kniet die verhallte Gestalt,
Man kann nicht sehn, ob sie jung, ob alt,
Man weiß nicht, ist es ein Mann — ein
Weib —
Doch schüttelt der Frost den gebeugten Leib.
Manch glühendes Wort sich der Lippe entleibt,
Das gierig der heulende Sturm verschlingt.
Wie schaurig ist es im Kirchhofraum;
Es wagt der Beter zu beten kaum . . .
Doch Gottes erbarmende Barmherzigkeit
Vernimmt des Sünders leises Gebet:
„Vergieb uns unsere Schuld!“

Die Orgel tönt, es braust das Lied,
Des Weibbrauchs trübselnde Wolke zieht —
Die Blume duftet, die Kerze flammt,
Der Priester verwaltet sein heilig Amt.
Wie ist es so hell in Gottes Haus,
Wie sehen die Beter so selig aus!
Viel holde Jungfrau im Feierkleid,
Sie schließen den Bund der Christenheit.
Des Schleiers Gewebe weich und fein
Füllt ihre keuschen Gestalten ein —
Sie leisten dem Heiland den Eid der Treu —
Wie beb't ihre Seele in frommer Scheu;
Wie manches Auge, so leuchtend blau,
Verhüllt der Dürbung himmlischer Thau.
„O Jungfrau, erhalte die Keinen rein!“
Das — Priester — sei Dein Gebet allein . . .
Wie ist es so hell in Gottes Haus,
Wie sehen die Beter so selig aus!
Herr, Deine alliebende Majestät
Erhöre der Anschuld frommes Gebet:
„Führe uns nicht in Versuchung!“

Marie Harrer.

Der schwarze Frack.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts stieg am Horizont der Tonkunst ein junges Talent empor, welches gleichwohl mit seinen ersten Klängen nur im Herzen seines alten Lehrers ein Echo weckte. Dieser Lehrer war ein beiseitiges Orchestermitglied der komischen Oper in Paris. Der junge Adrian war kein Alles, und er zweifelte keinen Augenblick am Erlolge seines Zögling's, sobald es nur erst möglich geworden sei, sein öffentliches Aufsehen zu bewerkstelligen.
Antritt erschien die Gelegenheit, und Adrian erhielt die Genehmigung, in einer außerordentlichen Vorstellung Proben seiner Kunst zu geben. Adrian empfing diese Nachricht mit Freude, Dankbarkeit und Schrecken. . . .
Schrecken? — Zweifelte er an seinen Kräften? Gott sei Dank, nein. Er kannte sich und seine Fähigkeit zu gut, um nicht auf Erfolg im Publikum zu hoffen. . . . Was hatte er denn — oder vielmehr — was hatte er nicht?
Er hatte keinen schwarzen Frack!
„Wo nehmen wir einen schwarzen Frack her?“ war die verzweifelte Frage beider Freunde.
Der alte Meister hatte zwar einen schwarzen Frack, o ja, einen sehr schönen, glänzenden, fast neuen, den er sich zu irgend einer patriotischen Feier gekauft, aber, so sehr dem Contrabassisten auch der Ruhm seines lieben Adrian am Herzen lag, sein Eigenthum doch noch mehr. Adrian Frack, seinen theuren schwarzen Frack auch nur eine Stunde auf dem Rücken eines Andern zu sehen — das war ein Gedanke, den der alte Mann nicht ertragen konnte.
Nach langem Kampfe siegte jedoch die Liebe zur Kunst, und er gab den schwarzen Frack her; Adrian empfing ihn mit voller Würdigung des Opfers und legte ihn an; der schlanke Jüng-

ling das Kleid seines corpulenten Gönners — doch das waren Kleinigkeiten — ob der Frack passend sei oder nicht — solche Bagatellen beschwerten das Gemüth der beiden Künstler nicht.
Abends um 7 Uhr waren Lehrer, Schüler und der schwarze Frack auf dem Theater. Aber welche Sorgen, welche Herzensangst hatte der Lehrer um Schüler und Frack auszuhalten während der letzten Scene des Stückes, das dem Concert voranging! Bald gab er Adrian noch eine Lehre über den Fingersatz, führte ihm die Hände auf der Claviatur, bald packte er ihn an beiden Armen, damit er nicht an die Coullissen streife; er sagte ihm, wie er die Monotonie des Vortrags zu meiden habe und wie die Berührung der Lampen mit den Aermeln. Mit einer Hand griff er Accorde und mit der andern bürfete er Rücken oder Ellenbogen seines geliebten Frackes.
Die drei verhängnißvollen Schläge erkündeten. „In's Drecheffer, meine Herren,“ ruft es in den Foyers, und der würdige Lehrer ist gezwungen, Schüler und Frack ihrem Schicksale zu überlassen.
Damals wurden die Concerte in Paris nicht, wie jetzt, auf der Bühne gegeben, sondern auf dem Proszenium, wie herabgelassenem Vorhang. Die Künstler mußten sich also neben dem Vorhang vorbeidrängen; als die Reihe an Adrian kam, versuchte auch er durch die enge Pforte zu dringen. — Der Meister sah indeß mit Todesangst die Gefahr, der sein Liebstes auf der Welt ausgefetzt war durch die Berührung mit den fettigen Schnüren der Maschinen. Das ertrag er nicht länger — hinter seinem Pulse hervor rief er mit verzerrter Stimme: „Adrian nimm meinen Frack in Acht!“



(Zum Gedicht: Außen und Innen.)

Es würde schwer sein, die Bestürzung des jungen Mannes zu beschreiben — doch sie währte nur einige Augenblicke, das Kunstbewußtsein half ihm die Verwirrung bestegen; er spielte und errang seinen ersten Erfolg.
Nach beendigtem Schauspiel führte der Direktor den erdhenden Jüngling, noch berauscht vom Beifall der Menge, zum Fürsten August von Tallebrant, welcher ihn kennen zu lernen wünschte. Nach den gebräuchlichen Lobsprüchen sagte der Fürst freundlich zu dem jungen Mann: „Mein talentvoller Freund, ich bitte Sie, für's Erste zu meinem Cassirer zu gehen und sich 500 Franks geben zu lassen zum schwarzen Frack.“
Dreißig Jahre nach diesem Vorfall, an einem schönen Maiabend, sah der Fürst August von Tallebrant vor einem der schönsten Häuser des reizenden Hyères auf einer Terrasse, deren Fuß die Wellen des mittelländischen Meeres bespülten. Der Fürst, bereits ein schwacher Greis, erzählte die Anekdote von dem jungen Adrian anwesenden Künstlern und bedauerte, den talentvollen jungen Mann so ganz vernachlässigt, ja fast vergessen zu haben.
Da trat ein bleicher Mann mit leidenden Zügen aus dem Kreise, und auf den Fürsten zu, welcher ihn noch nicht bemerkt hatte.
„Mein Herr, dieser Adrian bin ich!“
„Sie?“
„Ja, ich! Adrian Boieblieu. . .“
Der greise Fürst begrüßte den siechen, fast sterbenden Künstler mit tiefer Rührung, und beide gelobten, sich von nun an oft zu sehen.
Seit vielen Jahren schon schläft Boieblieu, der Sänger „der weißen Dame,“ den ewigen Schlaf auf dem Kirchhof Père-Lachaise, nicht weit von seinem fürstlichen Gönner.

Mein!

Es ist ein süßes, es ist ein mächtiges Wort, das kleine „mein“, ein Wort, das ein liebendes Herz in Seligkeit bebent, und die Hand des Geizigen, des Wucherers in gieriger Freude am todtten, ungerechten Besitz zittern macht, das die zufriedene Seele im Dankgebet zum Himmel hebt, und die erschütterte Brust mit stolzen Wünschen, mit weitgeringenden Planen schwellt.
Es ist ein so ganz menschliches Wort, das „mein“, dem Menschen von der Wiege an so verständlich, wie kaum ein anderes; mit allen Schwächen und Vorzügen, mit allen Fehlern und Tugenden des Menschen so eng verbunden, daß man es lieben muß, schon weil sein schönster Begriff, die Freude am Besitz, so unzertrennlich ist von irdischem Glück.
Ich bin eine ungerechte Communistin, muß ich gleich gestehen; Besitz ist für mich etwas Hohes, Erstrebenswerthes, etwas wahrhaft Beglückendes, und ich wage zu behaupten, daß der Mensch, dem Besitz gleichgültig, kein glücklicher sei.
In dem Streben nach Besitz spricht sich, in welcher Art es auch sei, die Theilnahme am Leben aus; wer Nichts mehr begehrt, und das, was er besitzt, nicht achtet, noch sich dessen freut, lebt kaum mehr, lebt weniger als die Pflanze, die ihre Blätter und Blüthen verlangen dem Sonnenstrahl, dem Nachtthau öffnet, und ihre Wurzeln nahrungsuchend in die Erde thauet. Das Kind, das nur lallen kann, streckt seine Händchen nach dem begehrten Gegenstand aus und ruht nicht, bis es ihn erfaßt; das größere, welches schon reden und spielen kann, fragt in zueifelnder Freude über das herrliche Spielwerk die Eltern: „Ist das auch mein? gehbt es mir allein?“ und der erwachsene Mensch begehrt einen Raum, einen Herd, ein Haus, ein Herz für sich allein.
Wie viele Namen auch die Ziele haben mögen, welchen die Menschen nachstreben, ob das Ziel Liebe heißt, ob Reichthum, Ehre, Ruhm, Einfluß, Macht; das Wort des Ertrumpfers, welches der Glückliche denkt oder ausruft, heißt „mein!“ „Mein“ ist ein süßes Wort, es ist so eng verbunden mit allem Lieben, Heiligen, Großen auf Erden, mit Heimath, mit Familienglück, mit Freiheit, daß derjenige beweinenwerth ist, der Nichts „sein“ nennen kann, und das ist nur der Sklave, nicht der Arme; denn diesem bleibt die Möglichkeit des Erwerbs; jener darf, und wenn er Crösus' Schätze gewonnen und alles Glück der Erde, es nicht „sein“ nennen.
Doch — meine Gedanken schweifen ab in weite Fernen, und wollen doch in der liebsten Heimath bleiben, wo das Glück des Besten Jedem möglich ist.
Das Gefühl des Besitzes ist recht eigentlich das Gefühl der Heimath. Die Jugend, welche noch nicht festen Fuß gefaßt in häuslichen oder bürgerlichen Verhältnissen, schlägt ihre Heimath noch in den rosenfarbenen Hallen der Hoffnung auf, wo ihr Besitz heilig, während das spätere Lebensalter Amt und Beruf, Haus und Familie „sein“ nennt. Nicht immer ist das Glück des Besitzes von der Größe desselben abhängig; im Gegenteil. Sehr häufig haben die Reichen dieser Erde, welche alles Gewünschte augenblicklich, so weit es durch Geld erreichbar, sich zueignen können, viel weniger wahre Freude am Besitz, als der Arme, welcher die Erlangung eines lieben Besitzes vielleicht durch Mühe und Entbehrungen erkaufen muß.
Doch ach, so Vieles, was der Mensch „sein“ nennt, an dessen Besitz er nicht nur die vorübergehende Freude einiger Tage, sondern das Glück des Lebens knüpft, ist ihm, dem Lebeigenen der Vergänglichkeits, nur geliehen — Zeit und Schicksal mit unbarmherzigen Gebieten, schalteten die unsern Besitzigen, und entziehen mit furchtbarer Willkür uns oft unsere beste Habe, unsere theuersten Güter. Wenn Tod oder Enttennung theurer Angehörige und Freude von unserer Seite reifen, wenn wir aus Wohlhabenheit in Armut gestossen werden — dann — ist es unser einziger, unser höchster Trost, wenn wir die Macht, die uns benahmte, die uns nahm, was „unser“ war, „Gott“ nennen können. Mühsen wir unserm Leichtsinne, unserer Thorheit die Schuld beimessen, — ach, wie viel schwerer ist dann der Verlust zu tragen, so schwer, daß wir gar zu gern von uns die Schuld abwägen, und das Verhängniß annehmen!
Die Welt ist so schön, und es giebt in ihr so viel des Begehrtenwerthen — doch nichts ist so begehrenswerth, namentlich für das Weib, als Liebe und Achtung; nicht allein die Liebe, wonach zu streben nur der Jugend zusteht — von dieser sind durch Zeitgeist oder Verhältnisse ja Viele ausgeschlossen — sondern die Liebe, die Jeder, auch der Vermissten, Unschönsten, zu erwerben frei steht.
Schon das bloße „Wohlgekommen sein“ ist ein sehr werthvoller Besitz, des ernstesten Strebens und des innigsten Dankes werth, und die durch treue Pflichterfüllung erworbene Achtung ist eins der höchsten Lebensgüter. Wer diese Beiden „sein“ nennen kann, der ist nicht arm, und ob er sonst Nichts besäße.
Oberhaupt sind es die Güter des Herzens, des Geistes, des Gemüths, welche nicht nur ideell, sondern im wahren Verstandniß des Wortes, unendlich höheren Werth haben, als alle außer uns liegenden, die ohne die Grundlage jener, doch nicht im Stande sind, wahrhaft zu beglücken.
Reichthum, Rang, Einfluß, Paläste, Gärten, köstliche Kleider, zahlreiche Dienerschaft, oder Alles, was sonst im Leben als Glück gilt, ist nicht für Jeden erreichbar, selbst häusliche Freuden nicht, aber Zuneigung und Achtung, erworben durch menschenfreundliches Walten, durch nützliche Kenntnisse,

Geschicklichkeiten und ehrenwerthen Charakter, sind Glücksgrü-

ter, deren Erlangung nicht nur Jedem möglich, sondern deren Besitz unfehlbar mit jener innern Befriedigung verbunden ist, welche wir nicht immer im Gefolge äußeren Glücks erblicken.

Und doch ist auch äußerer Besitz ein herrliches, ja ein be- neidenswerthes Glück, denn nur, wer da hat, kann geben.

Es ist ein verhängnißschweres Wort, das kleine „mein“. Es hat Reiche gestürzt und gegründet, die Zuchthäuser mit Ver- brechern bevölkert, und hat die Menschheit erzogen und gebil- det, denn es lehrte sie: arbeiten.

Marie Harrer.

Unsere moderne Fußbekleidung und deren Nachteile!

Von Marie L.

Die meisten der jetzt herrschenden Moden sind schön und klebsam, darauf berechnet, Gesicht, Figur und Glieder der Trägerin in dem vortheilhaftesten Lichte zu zeigen, doch entbeh- ren gar manche derselben des großen Vorzugs der Bequem- lichkeit, ja sie treten sogar der freien und leichten Bewegung des Körpers oft störend und hindernd entgegen.

Der Fuß, ein Glied, dessen Dienste Niemand entbehren kann, auf den sich Königin wie Bettlerin mit dem ganzen Ge- wichte ihres Körpers stützen muß, sollte billigerweise nicht unter den Gesetzen der Mode zu leiden haben, sondern in Ansehung seiner großen Wichtigkeit, von Kindheit auf ein Gegenstand der sorgsamsten Pflege und Aufmerksamkeit sein. Allein es ist dem nicht so; gerade er, von dem man so viel verlangt, wird unbe- achtet gelassen, ja sogar durch die Mode den mannigfaltigsten Mißhandlungen ausgesetzt, in früher Jugend gedrückt und ver- unstaltet, was sich jedoch in späteren Jahren in empfindlicher Weise bemerkbar zu machen pflegt.

Wie viel ist schon über die Pflege der Hand geschrieben worden, wie viel Salben, Po- maden, wohlriechende Handschuhe u. dgl. hat man erfunden, angepriesen und erprobt, während man den Fuß täglich und stündlich seinen harten Dienst verrichten läßt, ohne sich im Min- desten um sein Schicksal zu bekümmern! Im Sommer, wenn er dann schmerzt, wenn die ihm zugesagte üble Behandlung sich mit tausend Stichen und oft bedeutendem Anschwellen rächt, dann werden wir sehr unwillig über den Empörer, schützen aber diese oder jene Entschuldigung vor, um einen weiten, anstren- genden Spaziergang nicht mitzumachen (denn ein Fußleiden gesteht Niemand gerne ein) oder zwingen den armen Patienten abermals in den Beugstiefel und gehen mit, aber wahrlich nicht auf Kosten! Nehmen wir uns heute des Unterdrückten an, und halten wir den geehrten Leserinnen ein wenig ihr seitheri- ges Unrecht vor. Gewöhnlich wird in der Kindheit schon der Grund zu späteren Fußleiden gelegt: In dem Alter von 5-12 Jahren, wo der Fuß am stärksten wächst und die Kinder sich am lebhaftesten bewegen, sollten einfache starke Leberstühle mit flach en Sohlen, hinlänglich weit, und stets 1/2 Zoll länger als der Fuß, die tägliche Fußbekleidung sein! Allein statt dessen schnürt man frühe schon den zarten, weichen Kinderfuß in enge, modische Stiefelchen, mit hohen Absätzen, worauf die Kinder ungeschicklich einhergehen, und keinen raschen Lauf oder fröhliches Hüpfen zu unternehmen wagen. Das ganze Gewicht des Kör- pers ruht nun durch die Erhöhung der Ferse auf dem vorderen Theil des Fußes, der eingeklemmt in den engen Stiefel, häufig auch noch durch die Nacht des vorderen Leberbefages gedrückt, nach allen Seiten anstößt und sich nicht ausdehnen kann. Ist der Stiefel schmal und lang, so werden nur die Zehen darunter leiden, und die äußerste kleine einen Druck bekommen (der An- fang zu dem später so sehr peinlichen Hühnerauge), ist die Fuß- bekleidung aber zu kurz, und dies ist der häufigste Fall, dann schiebt sich der Fuß, die Zehen werden krumm und der ganze Fuß verliert die ihm eigenthümliche schlanke Form und wird mißgestal- tet und plump. Häufig erhalten dann die gekrümmten Zehen oben einen Druck, aus dem sich später auf jeder Zehe ein Hühnerauge bildet, ein Anblick, den man gehabt haben muß, um den ganzen Jammer, der später daraus entsteht, beurtheilen zu können. Zahlreiche Ballenausschläge, Nagelkrankheiten und andere schmerzhafteste Fußleiden entstehen aus dieser so übelangebrachten Falschbildung der Mode und Zierlichkeit, abgesehen davon, daß sie dem Kinde zugleich alle Sicherheit der freien kindlichen Bewe- gung raubt.

Allein noch andere Nachteile hat dieses frühe Einschnüren des Fußes, Nachteile, die in einer Zeit wie die unsere, wo durch Turnen und andere Körperübungen so viel für Stärkung der Glieder und Muskeln gethan wird, nicht übersehen werden sollte: der Knöchel, eingeeignet und an den festen Halt des Stie- fels gewöhnt, wird so wenig fest und in sich selbst stark, daß er die gewohnte Stütze gar nicht mehr entbehren kann. In späteren Jahren, wo die Dilettantengesele gar oft das Tragen eines aus- geschnittenen Schuhs vorschreiben, hören wir gar häufig junge Damen klagen, daß es ihnen unmöglich sei in Schuhen zu gehen, weil der Knöchel gleich austrete und sie überhaupt nicht fest aufzutreten vermögen. — So entstand der weiße Alastie- fel, der zwar dem Bedürfniß nachkommt, allein doch, bezüglich der Eleganz, den Vergleich mit einem zierlichen weißen Schuh und gestickten feinen Strumpf nicht aushalten kann.

Möchten doch alle Mütter dies bedenken, die jetzt gewöhnt sind die zierlichen Beinchen ihrer kleinen Mädchen mit den fest- geschnürten Absatzstiefeln zu versehen und ihnen lieber die we- niger gefälligen, aber jedenfalls gesünderen, flachen Leberstühle anzuziehen, damit sie später eines festen leichten Ganges auf ge- sunden kräftigen Füßen und Knöcheln erfreuen, anstatt im 14ten Jahre auf verkrüppelten, hühneraugenbelasteten Fü- ßen einherzuwandern, und im Sommer die unerträglichsten Schmerzen zu leiden.

Doch sehen wir zunächst nach Jenen, bei welchen unser gu- ter Rath zu spät kommt, die bereits erwachsen an all den Uebeln leiden, auf deren Entstehung wir hier aufmerksam gemacht ha- ben, und gewiß, ihre Zahl ist nicht klein! — So viel man auch schon über das Verreiben der Hühneraugen gelesen und gelehrt haben mag, so viel Vertilgungsmittel auch schon erfunden und angepriesen wurden, so darf man doch getrost annehmen, daß die gänzliche Ausrottung aller, seit der Kindheit eingewurzelter Hühneraugen eine Unmöglichkeit ist. Alles, was man erreichen ann, ist ein möglichst klein Halten derselben und eine Linde-

rung der bei großer Hitze oft unerträglich werdenden Schmer- zen. — Wenn ein Hühnerauge zu schmerzen anfängt, ist man häufig der irrigen Ansicht, der Dorn desselben sei die Ursache, es ist aber nur die sich über demselben gebildete Horn- haut, die durch die Fußbekleidung beengt fest auf den Dorn drückt und den Schmerz verursacht. Diese zu rechter Zeit zu entfernen, ist daher eine Hauptsache. Man bediene sich dazu eines dünnen und scharfen Messers und verfare mit möglichstster Vorsicht. Den Fuß vorher durch ein Bad zu erwei- chen, ist nicht rathsam, weil dann das Messer leicht tiefer geräth, so daß die Zehe blutet. Sollte dieser Fall eintreten, dann binde man ein Stückchen feines Handtuchleder, innen mit Talg be- strichen, fest auf die blutende Zehe, und sei besorgt, daß kein Sand in die Wunde kommt; so wird der kleine Unfall ohne alle übeln Folgen vorübergehen. Doch geschieht es manchmal, daß ein Hühnerauge trotz alles Schneidens schmerzt und zuletzt in einen Zustand der Entzündung übergeht, der sich, nament- lich im Sommer, oft dem ganzen Fuße mittheilt. — Da ist es rathsam ein fähles Pflasterchen aufzulegen, und sind dafür die sogenannten Tyroler Pflaster ganz besonders zu empfehlen. Die Hühneraugenpflaster der Gebr. Ventner aus Tyrol sind fast in jeder Stadt Deutschlands bei Feiseurs und Parfumeurs zu finden und haben dieselben den großen Vortheil, bei augenblick- licher Linderung des Schmerzes gar keine Unbequemlichkeit zu verursachen, indem sie so fest und dünn sind, daß sie an- schmiegen, daß sie selbst bei knappen Schuhen nicht geniren. Man läßt sie einige Tage liegen, und wird, wenn man sie weg- nimmt, die Entzündung verschwunden sehen und längere Zeit von Schmerzen frei sein.

Frisch entstandene Hühneraugen, besonders die so sehr schmerzlichen zwischen den Zehen, kann man mit mehreren nach einander ausgelegten Pflasterchen gänzlich vertreiben; man be- folge nur genau die den Pflastern beigegebene Gebrauchsan- weisung. Wir können nicht umhin hier mit eindringlichen Worten vor den reisenden Hühneraugenoperatoren zu warnen, deren Dienstleistungen man vielfach liest. Nie lasse man eine fremde Hand die kleine Operation verrichten; ein ungeschickter Schnitt kann die traurigsten Folgen haben, und oft eine grö- ßere und gefährlichere Operation nach sich ziehen. Ebenso sind bei jenen herumziehenden Quacksalbern angepriesenen Pfla- ster mit Entschiedenheit zurückzuweisen, da sie oft mit schädli- chen Substanzen, ja Giften vermischt sind. — Die Anwendung eines solchen Pflasters kostete einem braven Manne in einer Stadt am Main kürzlich das Leben! —

Rehren wir nun wieder zu unserem eigentlichen Thema der Fußbekleidung zurück, und eruchen wir die geehrten Leserinnen, ihre Schuhe und Stiefel stets möglichst lang und be- quem zu wählen. Kühl und leicht mit flachen Sohlen für den Sommer, stark und solid für den Winter, Absätze nur für kühle Tage, Regen und Schmutz.

Das Kapitel der Hausstühle lassen wir hier unerörtert, da Al- ter, Klima, Gesundheitsrückichten und örtliche Verhältnisse das Tragen der verschiedensten Sorten derselben bedingen, doch wollen wir darauf aufmerksam machen, daß das Tragen eines warmen, dichten Strumpfes und eines Ledernen Pantoffels im Winter den mannigfachen Tuch- und Filzschuhen vorzuziehen ist, indem letztere den Fuß (besonders im warmen Zimmer) allzusehr er- wärmen und dadurch der Gefahr des Erfrierens leichter aus- setzen.

Nun bleiben uns noch die Leberstühle, früher von Le- der, Saffian, Holz und Metall zusammengesetzt, ein ausschließ- liches Tragen der höheren Stände, jetzt aber, Dank dem Gummi und Kautschuk, überall eingebürgert und selbst dem Schulkinde unentbehrlich. Diese Gummistühle sind wahrlich eine dan- kenswerthe, wohlthätige Erfindung, und man mag sie auch be- reits in recht gefälligen, kleidsamen Formen, doch bleibt eine größere Vervollkommnung derselben zu wünschen übrig, wozu namentlich gehört, daß den Gummistühlen die unangenehme Glätte genommen werden könnte, die im Winter bei Schnee und Thauwetter so oft manches gefährliche Ausgleiten und Fallen auf glatten Trottoirs herbeiführt. Auch außer dem ebenerwähnten Grunde sind die Gummistühle manchen Füßen unangenehm; sie legen sich bei warmem Wetter fest an den Fuß an, erhitzen ihn unangenehm durch ihre große Wärme und veranlassen ihn dadurch zum Anschwellen. Wir raten daher zu ihrem Ersatz im Sommer sich der schon länger bekannten Korksohlen zu bedienen, die sich in jeden beliebigen Schuh oder Stiefel einlegen lassen, und vollkommen gegen Nässe zu schützen vermögen. Man lasse sich dieselben vom Schuhmacher genau nach der Größe des Schuhs, ungefähr messerrückend dick schneiden und mit Leinwand (nach oben) überkleben. Auch im Winter bei trockenem Wetter sind Korksohlen allen denen zu empfehlen, die an Fußkälte oder an Rheumatismus leiden. Sie ersetzen reichlich alle Gesundheits- und Planellsohlen, und beein- trächtigen bei ihrer Dünne die Eleganz der Fußbekleidung nicht im Mindesten.

Ein renommirter Schuhmacher hat kürzlich eine Stahl- feder erfunden, die an der Ferse angebracht, einen leichten elastischen Gang erzeugt, einem vollen platten Fuße die richtige Hülfe giebt, und der Himmels weis, welche Wunder noch alle hervorbringen soll! Ist die Sache wirklich so gut als sie scheint, wird sie auch bald allgemeine Verbreitung finden. Wir nehmen heut Abschied von der Leserin, mit dem herz- lichen Wunsche, daß eins oder das andere des hier Gesagten ihr in Zukunft ein nützlicher Fingerzeig werden möge!

Ueber das Klären des Zuckers.

Zu der Zeit, wo das Einmachen der Früchte beginnt, dürfte eine ausführliche Mittheilung über die Behandlung des dazu zu verwendenden Zuckers nicht unwillkommen sein.

Zum Einkochen der Früchte ist harter Meliszucker am ge- eignetesten. Man schlägt ihn in kleine Stücke, thut ihn in ein großes Casserol und gießt reichlich Wasser dazu, denn obgleich der Zucker mit vielem Wasser länger kochen muß, wird er da- durch doch reiner. Darauf schlägt man ein Eiweiß zu Schaum, thut es zu dem Zucker und rührt ihn, sobald er über dem Feuer steht, wohl um, damit er bald zerhebe. Hat der Zucker einmal aufgekocht, so gießt man etwas kaltes Wasser hinein, nimmt den Schaum ab, thut denselben auf einen Keller, läßt den

Zucker abermal aufkochen, gießt kaltes Wasser hinein, schüt- tet ihn ab und wiederholt dieses Verfahren so lange, bis der Zucker ganz rein ist; das Merkmal dafür ist der feine weiße Schaum, welcher sich dann auf dem Zucker bildet und ebenfalls abgenom- men werden muß. Hierauf beginnt nun das eigentliche Kochen des Zuckers, wofür man 7 Grade annimmt, deren besondere Merkmale hier angegeben sind.

Nach dem Abnehmen des letzten feinen Schaumes läßt man den Zucker unter fortwährendem Rühren kochen. Fleßt der Zucker von dem herausgehobenen Schaumlöffel in großen Tro- pfen ab, so hat er den ersten Grad erreicht.

Hierauf läßt man den Zucker wieder einigem l aufkochen, hebt dann den Schaumlöffel in die Höhe und sieht, ob der zu- letzt abfließende Zucker Fäden zieht, an welchen ein kleiner Tro- pfen hängt, welcher abfällt; zieht der Faden sich nun wieder zum Löffel zurück, so ist der zweite Grad erreicht.

Wenn nach abermaligem Kochen des Zuckers beim Heraus- heben des Löffels dieselbe Erscheinung wie beim zweiten Grade sich zeigt, nur mit dem Unterschied, daß die Perle nicht abfällt, sondern einige Zeit hängen bleibt, so ist das der dritte Grad.

Nach abermaligem Kochen hebt man den Schaumlöffel her- aus, läßt ihn ablaufen und bläst dann durch die Löcher des Löffels. Bilden sich dadurch auf der andern Seite des Löffels kleine Blasen, die zum Theil davon abfliegen, so ist das der vierte Grad.

Nachdem der Zucker noch einige Minuten gekocht, zei- gen sich Blasen auf der Oberfläche desselben. Bläst man nun durch den abgelassenen Schaumlöffel und entstehen dadurch erbsengroße Blasen auf der andern Seite des Löffels, deren einzelne abfliegen, so ist das der fünfte Grad.

(Zum Einkochen der Früchte kann man den Zucker nur in einem dieser 5 Grade anwenden, soll er aber noch weiter ge- kocht werden, zu Bonbons z. B., so verfährt man folgender- maßen:)

Wenn der Zucker nach dem fünften Grade noch einige Mi- nuten gekocht hat, so taucht man ein rundes Holzstäbchen zuerst in kaltes Wasser, dann in den kochenden Zucker und dann wie- der in kaltes Wasser. Wenn dadurch der am Stabe hängende Zucker ein knackendes Geräusch verursacht und sich mit den Fin- gern abbrechen läßt, so ist der sechste Grad erreicht.

Nach einigen Augenblicken ferneren Kochens wird der Zucker gelblich, dann bräunlich und verbreitet einen bittersüßen Geruch. In diesem siebenten Grade nennt man den Zucker Caramel (daher Brust-Caramellen). Wie schon bemerkt, ist er in diesem Grade zum Einmachen der Früchte nicht mehr brauchbar.



Aepfelcompot à la Portugaise.

Man nimmt Reinetten in hinreichender Zahl, um die Compotiere zu füllen, schneidet mit einem Messer das Kern- gebäuse heraus, legt sie in eine Pfanne, thut in jeden Apfel ein Stückchen Butter, etwas Citronenschale und etwas gerie- benen Zucker, thut noch ein Stückchen Butter auf den Boden der Pfanne, läßt die Aepfel schmoren, am besten in einem Ofen, wo sie von oben und unten Hitze haben, und richtet sie dann warm, mit etwas Zucker bestreut, an.

Aepfelcompot auf andere Art.

Man schneidet die Aepfel in zwei Theile, die Kerngehäuse herausnehmend, legt sie in die Pfanne dicht neben einander, mit der zerschnittenen Seite nach unten, thut hinreichend Zucker und so viel Wasser hinein, daß die Aepfel kochen können; sind sie auf einer Seite gar, wendet man sie nach der andern, un- geschälten um, und läßt sie so lange kochen, bis die Sauce ge- bdrig eingekocht. Darauf arrangirt man die Aepfel in der Compotiere, gießt die Sauce darüber und ist sie nach Belieben kalt oder warm.

Compot von geschälten Aepfeln.

Man schneidet 6 große Reinetten in Hälften, nimmt das Kerngehäuse heraus, schält sie und läßt sie mit dem Saft einer halben Citrone und einem Stück Zucker in einer hinreichenden Quantität Wasser kochen. Sind die Aepfel gar gekocht, so wer- den sie in der Compotiere angerichtet. Der Syrop (die Sauce) muß noch so lange kochen, bis er sich etwas verdickt, und wird dann über die Aepfel gegossen.

Farcirte Aepfel.

Auch dazu eignen sich große Reinetten am besten. Sie werden nicht zerschnitten, sondern nur geschält und das Kern- gebäuse herausgenommen, und müssen in Zucker gebdrig durch- kochen. Wenn sie aus der Pfanne genommen und in der Com- potiere, mit der Oeffnung nach oben, angerichtet sind, werden sie mit Confitüren gefüllt. Den Syrop läßt man zu Gelee einkochen, gießt ihn, damit er erkaltet und steif werde, auf einen Teller, erwärmt den Teller dann nur so viel, um das Gelee ablösen zu können, schneidet es in Formen und legt es auf die Aepfel.

Apfelsyrop.

Man nimmt 1/4 Maßchen guter Reinetten, schneidet sie in möglichst kleine Stücke, gießt ein Glas Wasser darauf und läßt sie kochen. Wenn sie ganz weich sind, werden sie in einen Durch- schlag gethan und der Saft davon rein ausgebrüht. Unterdes- sen hat man Zucker (auf ein Pfund Saft ein Pfund Zucker) mit Wasser kochen lassen; wenn der Zucker perlt, thut man den, nun abgklärten Apfelsaft hinzu und läßt beides zusammen so lange kochen, bis der Syrop beim verjuchsweißen Ausschöpfen mit einem Theelöffel Fäden zieht, welche nicht sogleich reifen. Dieser Syrop wird mit Erfolg gegen Entzündungen ge- braucht.

Äpfel und Birnen aufzubewahren.

Von allen Methoden, Äpfel und Birnen aufzubewahren, ist keine mehr zu empfehlen als folgende, und wir geben sie hier statt jeder anderen weniger sicheren. Man nimmt das Obst von den Bäumen, wenn es anfängt herunterzufallen, also eben reif ist. Es darf hiernach nicht auf Karren eingefahren, sondern muß, sorgfältig vor Reibung und starker Erschütterung geschützt, getragen werden. Zu Hause wird es sorgfältig ausgekühlt, und jede verletzte, angegriffene oder schon angefochene Frucht zu etwas Anderem benutzt. Darauf läßt man die Früchte in einer Obstkammer, mit Heu oder Matten bedeckt, 3 bis 4 Tage lang liegen, sucht sie nochmals aus und wäscht sie einzeln ab. Dann thut man sie, und zwar das feinere Obst Stück vor Stück in ein dünnes, weißes Fließpapier gewickelt, in Kisten zwischen gewaschenen, vollkommen trockenen und von Steinchen durch Abfließen befreiten Sand, schichtenweise und so, daß keine Frucht die andere berührt. Die Kisten stellt man an einen luftigen, trocknen und kühlen Ort, wo es jedoch nicht friert. Das Obst hält sich auf diese Art bis zum Julius des nächsten Jahres ganz vorzüglich.

Compot von gerösteten Birnen.

Man nimmt nicht ganz reife Kochbirnen, legt sie in eine glühende Ofenröhre, bis die Schale sich bräunt, wendet sie so lange, bis alle die Birnen ganz braun gefengt sind, und reibt dann die Schale in kaltem Wasser ab. Ist das geschehen, werden die Birnen in Hälften geschnitten, noch mehrmals gewaschen, dann mit drei Glas Wasser, einem Stückchen Zimmt und ¼ Pfund Zucker über das Feuer gesetzt. Wenn sie weich sind, nimmt man sie heraus, läßt die Sauce einkochen, gießt dieselbe darüber und richtet die Birnen nach Belieben kalt oder warm an.

Birnen-Compot auf andere Art.

Man schält Kochbirnen, läßt sie in Wasser mit etwas Zimmt, 2 Gewürznelken und ½ Viertel Pfund Zucker über lundem Feuer oder Kohlenluth in wohlgedecktem Casserol kochen, gießt, wenn sie halb gar sind, ein Glas Rothwein hinzu, nimmt sie, wenn sie weich, heraus, läßt die Sauce ganz kurz einkochen und gießt sie über die Birnen.

Birnen-Compot.

Man nimmt dazu feine Birnen, St. Germain oder dergl., thut sie mit der Schale in kochendes Wasser, nimmt sie, wenn sie fast gar gekocht, heraus und legt sie in frisches Wasser. Dann werden sie geschält, abermals in kaltes Wasser gethan, wieder herausgenommen und in kochenden Zucker (mit Wasser) gesetzt, worin man sie abermals kochen läßt mit einer Zitronenscheibe, damit sie weiß bleiben.

Sie werden warm oder kalt aufgetragen und der Syrop darübergegossen.

Gebackene Birnen.

Man schält die Birnen, wüßt sie einen Augenblick in kochendes Wasser, oder läßt sie, wenn sie sehr hart sind, einmal aufkochen, legt sie dann auf Gorden und stellt diese in den Backofen, bald nachdem die Brode heraus sind. Hier müssen sie so lange stehen, oder so oft hineingehoben werden, bis sie vollkommen trocken sind. Dann packt man sie in Schachteln und verschließt diese sorgfältig. Weder die Schalen der Birnen, noch das Wasser, worin sie gekocht haben, werden weggeworfen. In dieses Wasser thut man die Birnenschalen nebst etwas Zucker, läßt sie darin ganz weich kochen, gießt das Wasser durch und bewahrt es in fest zugespitzten Flaschen auf. Man braucht dieses Wasser, wenn man die gebackenen Birnen kochen und sie als Compot geben will.



Lederhandschuhe zu reinigen, ohne sie anzuseuchten.

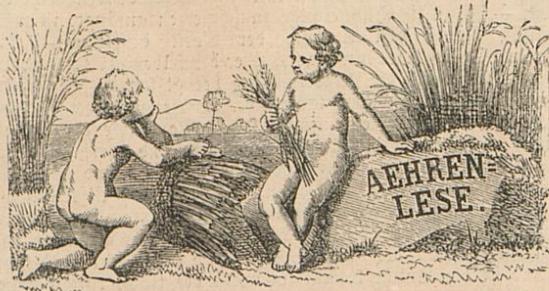
Die Reinigung der Handschuhe durch Waschen verdirbt dieselben häufig in einer oder der andern Art; daher ist rathsam, ehe man zu diesem Mittel greift, vorher ein anderes zu versuchen, welches das Anseuchten der Handschuhe nicht nöthig macht.

Man legt die Handschuhe auf einen reinen Tisch, nimmt eine harte Bürste und bürstet dieselben mit einer Mischung von Walkerde und pulverisirtem Alaun, reibt und klopfst sie darauf tüchtig, um den Schmutz zu entfernen, streut dann trockene Mele und Spanisch Weiß darüber und reibt sie damit von Neuem. Wenn die Handschuhe nicht sehr schmutzig sind, genügt dies sie zu reinigen, sollten sie jedoch fettig sein, so muß man die Fettschleife mit gebranntem Knochenpulver bestreuen, darüber ein Seidenpapier legen und ein heißes Eisen darauf stellen. Das durch die Wärme sich lösende Fett wird von dem Knochenpulver eingesogen. Sind die Handschuhe auf diese Weise gereinigt, so werden sie vermittelst eines wollenen Flechtens (Flanell) ebenfalls mit pulverisirtem Alaun und Walkerde gerieben, und erlangen auf diese Weise ihre Reinheit wieder, ohne sich zu verengen oder die Farbe zu ändern.

Will man jedoch die Handschuhe waschen, und hat man eine Form, sie nach der Wäsche aufzuspannen, so ist folgendes Recept zu empfehlen:

Seife zum Waschen der Handschuhe.

250 Gramm Seifenpulver, 165 Gramm Schwadenwasser, 10 Gramm flüssiges Ammoniak und 155 Gramm gewöhnliches Wasser werden gleichmäßig durchrührt zu einem Teig, und mit diesem Teig, vermittelst reiner Flanellstücke, die Handschuhe gerieben, bis sie rein sind.



Zum Erwerben eines Glücks gehört Fleiß und Geduld, und zur Erhaltung desselben gehört Mäßigkeit und Vorsicht. Langsam und Schritt vor Schritt steigt man eine Treppe hinauf. Aber in einem Augenblick fällt man hinab und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde.

Mit Menschenhänden spielt der Himmel nicht! So manches Schiff wußt sinken oder stranden, Nur, weil am Bord das starke Steuer bricht. Doch wer bestand im freudigen Vertrauen, Der mag zum Lohn der Hoffnung Früchte schmecken.

Der Kronen würdig sein, ist mehr, als Kronen tragen.

Man soll nur nie, auch unter den schmerzlichsten Lebensverhältnissen, an die Unmöglichkeit glauben, daß sie sich jemals wieder besser gestalten können. Wenn ein großes Leiden des Gemüths Alles um uns her zu Nacht verfinstert und darin der letzte Hoffnungs- und Freudenstrahl ausstirbt, welchen der Himmel aussenden konnte: glaube doch Niemand, daß die ewigen Sterne selbst ausgelöscht seien! Sie leuchten noch über den Wolken. Und alles Leiden ist nur Gewölk. Es entspinnt sich und zerfällt.

Schaffet die Thränen der Kinder ab! Das lange Regnen in die Blüthen ist so schädlich!



Charade.

Drei Sylben.

Die erste Sylbe möcht' ich haben,
Und wenig wird es niemals sein —
Wie wollt' ich mit des Glückes Gaben
Die Zweit' und Dritte dann erstreun!

Das Ganze, das im losen Spiele
Die Einverstännden lockt und neckt,
Hat oft schon ernstere Gefühle
In seinem leichten Scherz versteckt.

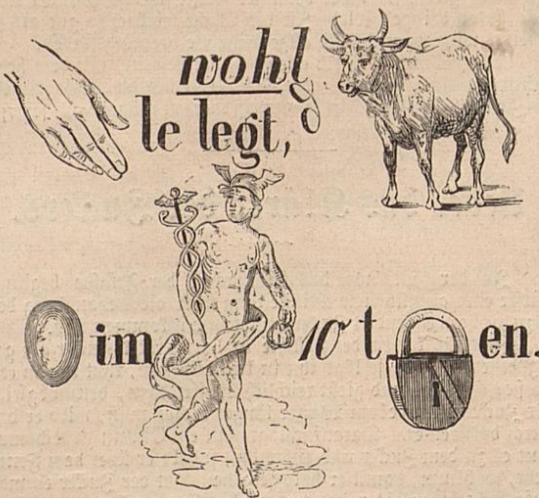
[2537]

Räthsel-Aufgabe.

(Endlos.)

Es	er	frie	ist	ei	a	ste	de
Zu	frei	giebt	schön	den	bei	die	ber
zwei	Serz	lei	ue	ßen	du	ver	nicht
Gat	von	sich	dein	ei	heit	es	kannst
an	an	tun	nie	mit	schwer	ni	Bei
gen	hal	die	mit	fab	de	lal	ist
dich	dre	ren	der	ge	die	selbst	gen
und	Welt	te	Welt	sich	so	zu	se

Rebus.



Auflösung der Räthsel-Aufgabe in Nr. 35.

Was fest in dir den Glauben Wurzel schlagen,
Dann spriest lebendig in dir auch das Hoffen,
Als Krone werden sie die Liebe tragen,
Wo Glaube, Liebe, Hoffnung sich getroffen,
Erstarkt die Seele bald zu kühnem Fluge,
Und edler That sind neue Bahnen offen.

Luise von Blümling.

Auflösung der zweifelhigen Charade in Nr. 35.

„Geistreich.“

Auflösung des ersten Rebus in Nr. 35.

Auf den Feldern und Auen
Schmilget der Schnee;
Es blühen die Gauen,
Es grünet der Alee.
Die ionische Balde
Nimmer entlang
Tönt Heerdenklang,
Aus düstigem Walde
Der Vogel Gesang.

Auflösung des zweiten Rebus in Nr. 35.

Mancher Mensch achtet seine Vorzüge nicht eher, als bis er sie verloren.



Hr. G. v. St. in W-n. Die Originale der neuesten Pariser Wintermäntel für die kommende Saison sind bereits in unseren Händen, und werden wir dieselben in Abbildung nebst Schnittmuster diesmal so frühzeitig liefern, daß unsere Abonnentinnen schon im Herbst zur Anfertigung schreiben können, ja, wenn nichts Wichtigeres unseren Raum beansprucht, wird schon Nr. 40, welche in 3 Wochen Ihnen zugeht, zwei Schnittmuster der reizendsten Wintermäntel nebst Abbildung und Beschreibung bringen.

Hr. K. S. in N-au. Ein sehr hübsches, zwar kein, wie Sie wünschen, gestricktes, aber zweckmäßiges Kinderhütchen zur Selbstanfertigung wird der Bazar in einer der nächsten Nummern bringen. Die „gefrickten“ Kinderhütchen sind nichts weniger als neu und konnen wir um so weniger die feste Zusage, ein solches zu bringen, geben, als die Beschreibung einen sehr großen Raum beansprucht. Also: vielleicht.

Hr. C. M. in P. Gönnen Sie uns noch einige Zeit zur Begründung der uns mitgetheilten Probe Ihres Fabrikats.

Hr. A. P. in O. Gewiß, man trägt auch Burnous von Spitzen, (nach Belieben von schwarzen oder weißen), Spitzenburnous mit Capuchon. Die von schwarzen Spitzen erhalten am Capuchon häufig Schleifen von schottischem Band zur Verzierung. — Ueberhaupt sind schottische Bänder und Stoffe sehr modern, sowohl zur Garnitur leichter Greppe, als zum Besatz der Vokants an Tüll- oder Organdi-Kleidern. Zu letztgenannten Zwecken werden gewöhnlich Schrägstreifen verwendet.

Hr. v. P. in W. Wollen Sie Ihr Kleid à deux jupes auf originelle Weise garniren, so dürfen Sie den obersten Rock nur recht tief auszucken, und diese ¼ Elle breiten, ¼ Elle langen) Jaden eingunnen mit Sammetband und Spitzen besetzen. Die offenen Aermel und die Berthe werden gleichfalls ausgesackt und entsprechend garnirt. Wenn Sie mit dieser Art der Verzierung lange Zeit hindurch etwas „Aparats“ haben, da sich die Mehrzahl der Frauen von dem sogenannten „Zerschneiden“ des Stoffes durch die Jaden zurückschrecken läßt.

Hr. F. M. in S. Gegen Brandwunden können wir Ihnen ein sehr leichtes, einfaches Mittel sagen. Sammeln Sie im Monat September, oder October auf Ihren Spaziergängen die braunen Blüthenköpfe des Rohrs, welches an Teichen, Flußufern und stumpfigen Stellen als beliebtestes Spielwerk von den Kindern so leidenschaftlich gesucht werden. Haben Sie einen Bruder, so wird er sich ohne Zweifel ein Vergnügen daraus machen, Ihnen einen reichen Vorrath jener Rohr-Blüthen zu sammeln. Der flammweiche Stoff dieser Blüthen, mit der weißen inneren Seite auf die Brandwunde gelegt, heilt und küßt dieselbe, doch muß man den Raum nicht eher als im Augenblick des Gebrauchs vom Stengel ablösen und Sorge tragen, daß die Blüthen nicht gedrückt werden. Am besten ist, sie einzeln in Papier zu wickeln und gesondert neben einander zu legen, an einem Ort, wo sie nicht gedrückt werden können.

Wenn Sie sich verbrannt haben, ist es stets heissam, folglich die Hand oder den sonstigen verbrannten Theil in Wasser zu tauchen. Die Wunde mag nun bedeutend oder unbedeutend sein, zum Nachtheil gereicht diese Kühlung im frischen Wasser niemals, sondern verhindert die Verschlimmerung des Uebels.

Hr. S. U. in W. Haben Sie schon das Mittel versucht, die Wienen durch den Dampf von mit Salpetersalz getränktem Saus zu befeuchten? Es ist ein ganz leichtes, überall zu erreichendes Mittel und beabzigt die Wienen so schnell und vollständig, daß Sie ihnen, durch die Wirkung des Dampfes gesichert, ohne Gefahr ihren Honig nehmen können.

Hr. A. Sp. in O. Dank für das niedliche Blümchen! Mit einigen Aenderungen werden wir das Eingekandte aufnehmen.

Hr. G. K. in A. Ueber die Anwendung des Wasserlases zur „Wäsche“ ist von uns vor längere Zeit bereits berichtet. Aber auch zur Aufbewahrung der Eier hat es sich vortreflich bewährt und fügen wir darüber unserm Artikel über Aufbewahrung der Eier in Nr. 35 für Sie Nachfolgendes bei: Wenn man ein frisches Hühnerer in Wasserglas taucht oder damit überstreicht und dann trocknen läßt, so wird dasselbe eine unbeschränkte Dauer haben. Durch den Ueberzug von Wasserglas entsteht nemlich eine Decke von kielesurem Kalk, welche die Poren der Eierschale verstopft und hierdurch die Wechselwirkung zwischen dem Sauerstoffe der Luft und dem Inhalte des Eies gänzlich aufhebt. Es tritt hier ein ähnliches Verhältnis ein wie beim Appert'schen Verfahren zur Aufbewahrung von Speise in Blechbüchsen. Wenn man durch Aufbewahrung der Eier in Korn, Seckelfing, Kalkwasser und gewöhnlichem Wasser auch schon nach einem ähnlichen Grundbache Eier haltbar machte, so genügt dieses Verfahren doch nur auf eine gewisse Zeit und so behandelte Eier konnten nicht als Handelsgegenstand dienen, während es jetzt thunlich ist, die Eier als Schiffsproviand oder als Handelsgegenstand für ferne Gegenden zu benutzen. Auch wird es möglich sein, Eier aus fernem, von Vögeln bewohnten Gegenden zu uns herüber zu bringen, da wohl anzunehmen ist, daß auch von noch andern Vögeln, als Hühnern, Enten, Gänzen und Putern schmackhafte Eier gelegt werden. Den ersten Versuch dieser Art machte Herr W. Dahn in Düren, welcher im Juli v. J. eine Anzahl Eier mit Wasserglas behandelte und dann bis jetzt auf einem Keller im Keller stehen ließ. Die vor kurzem gebrühten Eier waren so vollkommen erhalten und schmackhaft, daß sie von frisch gelegten nicht zu unterscheiden waren.